

Über Qualitäten von Jugendkunstschulen

Grußwort zum Fachtag „Bilden mit Kunst“ am 16. März 2019 im Sprengel-Museum Hannover

Peter Kamp, Vorsitzender des bjke e.V.

Bilden mit Kunst – nichts leichter als das, sollte man meinen. Also „Hauptsache Kunst!“ Und gut? So einfach ist es leider nicht. Auch fünfzig Jahre nach ihrer Gründung sind die Jugendkunstschulen in Deutschland nicht per se und überall auf der Überholspur. Es lohnt sich, nach den Gründen zu fragen. Ich will ein paar Dimensionen skizzieren, in denen ich Lösungsperspektiven vermute. Denn wir haben ein Problem, gefühlt und definitiv auch in Wirklichkeit. Ich möchte versuchsweise einmal von einem Akzeptanzproblem sprechen, oder auch von einem Geltungsproblem: Wir können nicht zufrieden sein mit der Stärke, Stellung und Verbreitung von Jugendkunstschulen – ich nenne sie so, also Jugendkunstschulen, weil sie vor allem Orte für junge Menschen sein wollen und im Nutzungsprofil auch sind.

Das Paradox lautet: Alle lieben Jugendkunstschulen, wobei die Liebe umso größer ist, je weniger die Einrichtung kostet. Dass Qualität ihren Preis hat, ist heute an der Fleisch- oder Gemüsetheke und selbst beim Elektroauto oder bei der Urlaubsflugbuchung besser vermittelbar als in unserem Einrichtungsfeld.

Und ohne hier Neiddebatten schüren zu wollen, wird man einräumen müssen: Erstens stehen die meisten anderen Bildungsträger in Politik und Gesellschaft besser oder jedenfalls robuster da als wir und zweitens – womöglich schlimmer – sind wir selbst mit schuld: Wer sich und anderen jahrzehntelang einredet, viel Wirkung mit wenig Ursache zu erzeugen, wird sich am Ende nicht beklagen dürfen, wenn Kommunal- und Landespolitik den Glauben hegen, wir selbst und unsere Dozentinnen und Dozenten lebten von der Kunst allein wie die Vögel von der Luft.

Dem ist jedoch nicht so. Weder in der Luft noch hier am Boden. Also sprechen wir über Qualitäten (im Plural) von Jugendkunstschulen und kulturpädagogischen Einrichtungen in der Hoffnung, hieraus die Funken für ein nachhaltiges Feuer zu schlagen, das die Herzen wärmt, die Phantasie beflügelt und die Renten sichert. Wir tun dies unter dem Motto „Bilden mit Kunst“.

„Bilden mit Kunst“ kann nachgerade als niedersächsische Marke der (Jugend-) Kunstschulfundierung gelten. Ich erinnere an

- die Grundsatztagung zur „Grammatik der Kreativität“, auf der – ebenfalls hier in Hannover – das Rad zwar nicht erfunden, aber neu zusammengesetzt wurde,
- das erste, 1990 in Lingen lancierte „Handbuch Jugendkunstschule“ (mit programmatischem Grußwort von Dr. Norbert Lammert, damals Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesbildungsministerium),
- das programmatische Bekenntnis des niedersächsischen Landesverbands der Kunstschulen zum lapidaren Statement „Kunst & Gut“.

„Bilden mit Kunst“ hat hier also Tradition und ist – etwas ketzerisch gesagt – eine Art niedersächsisches Reinheitsgebot für Kunstschulen. Der Pferdefuß daran: Auch nach 40 Jahren guter Kunst bzw. kunstbasiert guter Bildung können wir hier bei weitem noch nicht von einer institutionell gefestigten Einrichtungslandschaft sprechen. So dass die Frage erlaubt sein muss, ob das gut Definierte und prinzipienfest Geklärte schon per se auch in den Niederungen der Ebene greift, wurzelt und wächst.

Dies bringt mich auf das sympathische Wortungetüm „KäBiS“ – einen Bundes- und Landes-Modellversuch der 1990-er Jahre zum Thema Kulturell-ästhetische Bildung der Sinne – KäBiS eben. Im Beirat saßen Prof. Gert Selle und Prof. Peter Vermeulen, ein ‚Kunstpapst‘ und ein ‚Wirtschaftsgegenpapst‘. Und es ging um die Frage, ob und wie sich die konzeptionelle Dynamik und die betriebswirtschaftliche Dynamik wechselseitig befruchten können, ob also Spartenvielfalt Wirtschaftskraft und Leistungsfähigkeit nach sich zieht und umgekehrt. Die Antwort ist: „Ja“; doch gibt es hier keinen Automatismus, und manche KäBiS-Standorte sind heute blühende Gewächshäuser, andere hingegen von der Bildfläche verschwunden.

„Vielfalt ist unsere Stärke“: Mit diesem Slogan hat die Jugendkunstschul-Verbandslandschaft ab Mitte der 1990-er Jahre die erweiterte Bundesrepublik geflutet und dadurch mehr Geschlossenheit suggeriert, als die Wirklichkeit bereithielt. Man darf und muss erinnern ans AFT-Programm – das Förderprogramm des Bundes zum Aufbau Freier Träger in den damals neuen Bundesländern – mit seinen Licht- und Schattenseiten. „Jugendkunstschulen“, Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel schrieb uns dreizehn Jahre, nachdem sie als Bundesjugendministerin den bjke in die Infrastrukturförderung des Kinder- und Jugendplans des Bundes aufgenommen hatte, „sind nicht wegzudenken aus der Bildungslandschaft in Deutschland.“ Indessen gibt es nahezu 50 Jahre nach der Erfindung des Konzepts auch heute noch ganze

Bundesländer, für die Jugendkunstschulen Neuland oder – zumindest als Landesaufgabe – weitgehend unbekannt sind.

Wir haben gute Entwicklungen in sechs Bundesländern, in alphabetischer Reihenfolge: Baden-Württemberg, Berlin, Bremen, Mecklenburg-Vorpommern, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz. Hier sind Jugendkunstschulen fragloser Gegenstand der Landesförderung, oft auch in relevanter Größenordnung, die Kommunen stehen dahinter und es gibt aktive Landeszusammenschlüsse, zumeist auch landesgefördert.

Wir haben Entwicklungen in fünf weiteren Bundesländern: Bayern, Brandenburg, Hessen, Niedersachsen, Saarland und Thüringen verfügen über (ausbaufähige) Einrichtungsnetze und auch über Landesgeschäftsstellen. Das Niveau der Einrichtungsförderung durch das Land ist überschaubar, auch kommunal werden eher solitäre Standorte gefördert.

Wir haben überwiegend Lücken in vier weiteren Bundesländern: Hamburg, Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein verfügen gar nicht bzw. kaum über ein relevantes Einrichtungsnetz, in Sachsen dünnt sich dies zusehends aus und keines der vier Länder verfügt über eine tragfähige landesverbandliche Infrastruktur.

Ziel muss bleiben, dass die Empfehlung der Kulturenquête des Deutschen Bundestags (2007) nach gesetzlicher Verankerung der Infrastrukturen kultureller Bildung „insbesondere im Musik- und Jugendkunstschulwesen“ durch die Bundesländer auch bundesweit greift, jedoch sind hierzu hohe (Entwicklungs-)Hürden zu überwinden.

Bleibt die Verbreitung in der Fläche derzeit noch weit hinter dem Wünschenswerten zurück, so sind auch nach innen zum Teil erhebliche Niveauunterschiede zu konstatieren und konzeptionell wie (verbands-)politisch zu bewältigen: Ab welcher Breite (Vielfalt) und Tiefe (Verweildauer) sprechen wir von einer [echten, oder auch: anerkannten] Jugendkunstschule, und gibt es definierte Level, auf denen Quantität in Qualität umschlägt? Auch jenseits des Generalkonsenses einer Mehrspartigkeit (idealerweise alle, mindestens jedoch drei Kunstsparten ‚unter einem Dach‘) bleibt der Anspruch, letztlich jede Jugendkunstschule individuell auf die spezifischen lokalen Belange und Bedarfslagen zuzuschneiden, unhintergebar, so dass wir – ungeachtet der quantitativ skalierbaren Frage des Niveaus – letztlich doch über 400 Unikate oder Einrichtungs-Individuen sprechen müssen und auch wollen.

Hier tritt das Q-Wort auf den Plan, das wir (nicht nur bei der Kondensmilch) aus den Niederlanden importiert haben, wie die Jugendkunstschulen übrigens auch. Es ist ein vielschichtiges, diffus streuendes Wort, dessen Inhalt changiert mit der Rolle und Perspektive des jeweiligen Sprechers. „Qualität und Qualitätsstandards in der außerschulischen Jugend- und Erwachsenenbildung“ hieß eine Tagung vom März 1996 in der Katholischen Akademie Klausenhof in Hamminkeln am unteren Niederrhein. Als Vertreter des Bundesjugendministeriums legte der Grundsatzreferent Wennemar Scherrer (auch verantwortlich für die stattliche Schriftenreihe „QS“ zur Qualitätssicherung) in seinem Grußwort die pragmatischen Wurzeln des staatlichen Dialoginteresses so charmant wie nüchtern frei: Massiver Personalabbau beim Staat sollte die herkömmliche Vertrauenskultur (,früher kannte jeder jeden, heute kann kaum eine/r mehr kennen, wen oder was sie oder er fördert‘) auf eine neue, verfahrensmäßig gesicherte Begründungs-, Begegnungs- und Reflexionsebene heben.

Der spätere NRW-Jugendstaatssekretär Klaus Schäfer hat hierfür – im (indirekten) Austausch auch mit der niederländischen „Kwaliteits-Inspectie“ – Wort und Methode des „Wirksamkeitsdialogs“ erfunden. Es ging dabei um eine neue Form des Dialogs zwischen Freien Trägern und dem Staat, um „Ehrlichkeit“ (hinsichtlich Zielformulierung und Zielerreichung) statt „Ritual“. Unterm Label „Qualität“ wurde hier ein zwischenmenschlicher, dialogischer Prozess zwischen Praxis und Administration implementiert, dessen Ende freilich ergebnisoffen blieb und zwangsläufig bleiben musste, wie ein seither geflügeltes Wort griffig darlegt: „Sie können evaluieren, was Sie wollen, am Ende steht immer eine politische Entscheidung.“

Selbstevaluation ist etwas anderes als Fremdevaluation – im Bauch, im Kopf, vor allem aber in der erhofften Wirkung und Reichweite. Was jede/r Jugendkunstschulleiter*in intuitiv sowie aus Erfahrung sattsam und massenhaft belegt mit unerschütterlicher Gewissheit weiß, ist Wissenschaft und Politik als Ideologie oder zumindest Lobbyismus in eigener Sache verdächtig. Wir können daher von Glück sagen, dass die Jugendkunstschulen seit 2017 mit der durch die renommierten Jugendforscher Werner Thole und Ivo Züchner begleitete JuArt-Studie knapp 1.000-fach wissen, dass auch wirklich stimmt, was wir bewirken wollen und zu erreichen behaupten. Mit maximaler Methodik in minimaler Bewegung zeigen sich hier mikroskopisch messbare Bildungserfolge namentlich im Feeling junger Menschen für ihre persönliche Power und das institutionelle und informelle Handling von Selbstwirksamkeit. Ist das unsere Bastianstudie? Ich denke: ja. Ich hoffe, nein. Braucht denn der Fortschritt im Bewusstsein von Bildung Bastianstudien?

Ich komme zum Schluss: In ihrer 2018 veröffentlichten Erlanger Dissertation „Qualität in der Kulturellen Bildung“ hat die Wissenschaftlerin Lisa Unterberg ein reichhaltiges und systematisch recherchiertes Textkorpus „Qualität“ aus 30 Jahren diskursanalytisch gescannt und – überpointiert ausgedrückt – nichts gefunden bzw. nichts für die kulturelle Bildung (wirklich) Relevantes. Außer eben, dass es aus dem Wald so herausschallt, wie man in ihn hineinruft. Ganz überraschend kommt das nicht. Aber es hilft. Wobei? Beim Schärfen des Blicks für Proportionen.

Jugendkunstschulen haben einen originären Bildungsauftrag, in dem sich auf einzigartige Weise Bilden mit Kunst und Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen, ästhetisches Lernen und freiheitlich-emanzipatorischer Anspruch begegnen. Der schon erwähnte Erziehungswissenschaftler Klaus Schäfer hat den Jugendkunstschulen attestiert, sie schüfen „Voraussetzungen zum Erwerb von Souveränität und Haltung“. Und die Literaturwissenschaftler Karl-Heinz Hucke und Hermann Korte fundieren in ihrer kritischen Literaturdidaktik das Lebenlernen, für das die Jugendkunstschulen und kulturpädagogischen Einrichtungen seit den 1970-er Jahren exemplarisch stehen, mit einem Schlüsselwort aus Peter Weiss' Bildungsepos „Die Ästhetik des Widerstands“ aus dem Jahr 1975: „Über Kunst sprechen zu wollen, ohne das Schlüpfende zu hören, mit dem wir den einen Fuß vor den anderen schoben, wäre vermessen gewesen.“